

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Badische Landes-Zeitung. 1870-1918 1899**

7 (8.1.1899) Badisches Unterhaltungsblatt, Nr. 7



Nr. 7.

Karlsruhe, Sonntag, den 8. Januar

1899

Nachdruck der Originalaufsätze des Unterhaltungsblattes ist unter sagt.

**Frühlingsstürme.**

7

Roman von Nataly von Eschiruth.

(Nachdruck verboten.)

„Ich bin ein Egoist, Mutter, ich weiß es, und ich schäme mich nicht, es Dir einzugehen, denn ich fordere nicht allein für meine Person, sondern auch für das Wappenschild, das ich führe. Es gilt die Zukunft, Mutter. — Ich bin nicht stark genug, um Soldat zu werden; ich fühle es, meine Kräfte reichen nun und nimmer dazu aus! Studieren lassen kannst Du mich nicht, also muß ich entweder Jugend und Glück opfern und Kleriker werden, ich, ein Dorisdorf, deren es nicht mehr viele giebt, oder ich muß den Namen ganz ablegen und ein Handwerk lernen — denn als Freiherr — Du verstehst mich, Mutter, auch ich sage: „Noblesse oblige!“ und in meinem Munde hat das Wort wohl einen noch erhabeneren Klang als in dem Deinen! Du opferst ein wenig, — den Klang des Namens für den Rest Deines Lebens, aber Du erkaufst denselben durch Dein persönliches Opfer den alten Glanz, — ich jedoch würde alles hingeben müssen, ohne auch nur das mindeste dafür einzutauschen! Weist Du nun, um was ich bitte, Mutter? — James Franklin Sterley würde seinem Stiefsohn niemals die Mittel zum Studium verweigern, er würde es mir ermöglichen, später aus eigener Kraft und durch eigenen Fleiß ein Ziel zu erreichen, dessen sich kein Dorisdorf zu schämen braucht, ein Ziel und Streben, welches meinen Vater noch im Grabe ehren wird! — Dein Opfer aber, Mutter, würde Dich in Deinem Sohne segnen! — Man sagt, die Liebe einer Mutter überwindet alles, sie versteht Berge — sie giebt — sie duldet — sie wagt alles für ihr Kind! Ist es wahr, Mutter — o dann beweise es mir!“

Sines lehnte das bleiche Antlitz zurück, ihre weit offenen Augen blickten wie bei einer Frauenvend, welcher durch seltsame Gestalten eine Offenbarung wird: ein Lächeln, süß und geheimnisvoll, schwebte um ihre Lippen. Und dann presste sie das Haupt ihres Sohnes an die Brust und flüsterte: „Bergieb mir, Josef, daß ich auch nur einen Augenblick Dich und Dein Glück vergessen konnte!“

**3. Kapitel.**

Es hatte vor drei Jahren ungeheures Aufsehen in der Residenz gemacht, als der Amerikaner Mister James Franklin Sterley ein neues Bankhaus — die Filiale seiner Firmen in Chicago, London und Paris — in der deutschen Großstadt gründete, und sich für seinen Privatbedarf eine palastartige Villa erbaute, von deren herrlicher Ausstattung man sich seiner Zeit Wunderdinge berichtete.

Schon das Äußere des Gebäudes fesselte jeden Blick, denn es war so geschmackvoll, so reich und eigenartig, ohne dabei überladen zu sein, daß es wohl nicht mit Unrecht von den Droschkentuschern als eine Sehenswürdigkeit den Fremden gezeigt wurde. Die vielen Skulpturen waren Meisterwerke erster und namhaf-

tester Künstler, und die wundervollen Malereien zwischen den Säulenfeldern der Vorhalle rührten von den Pinseln der bedeutendsten Meister her, welche ihr Bestes gegeben, um den vorwöhnten und fein gebildeten Geschmack des „Königs von Illinois“, wie man Sterley teils scherzend, teils neidisch spottend nannte, zu genügen.

Des Hauses glänzende Schale barg einen noch glänzenderen Kern, und doch konnte auch der schärfste Kritiker nichts Probenhaftes, Uebertriebenes daran tadeln. Der Amerikaner zeichnete sich durch Tatt und maßhaltende Würde aus, und dieser sympathische Grundzug seines Charakters öffnete ihm selbst in der guten Gesellschaft manche Thür, welche der Geldaristokratie für gewöhnlich verschlossen blieb.

James Franklin Sterley verstand es, sich Freunde zu machen. Auch er hatte sich einen Wahlspruch für sein Thun und Handeln erkoren, ein Gegenstück zu dem weltbekannten „Noblesse oblige“ — mit der einzigen Variante, daß ihn nicht der Adel, sondern die Mittel, über welche er verfügte, verpflichteten.

Er war kein Harpagon, welcher nur die Reichtümer gierig aufhäufte, um sich selber an dem Anblick solcher Schätze zu weiden, nein, er erachtete sein Vermögen als ein Lehen des Schicksals, ihm zuerteilt, um bestmöglichen Gebrauch davon zu machen. Er gab gern und viel, er knirschte nicht, höchstens gegen sich selber war er streng, für seine Person jeden unnötigen Konfort vermeidend, vernünftig, anspruchslos, nur auf den Gebieten der Kunst deponierend, wenn er sich durch diese einen wahren Genuß schaffen konnte.

Dabei rastlos thätig, von eisernem Fleiß und unermüdbarem Erwerbssinn. Das Genie des Kaufmanns war ihm angeboren. Er spekulierte nicht in dem eigentlichen Sinne dieses Wortes, aber er ließ sich oft ein wenig waghalsig auf Unternehmungen ein, welchen sein scharfer Blick einen Erfolg garantierte. Er versuchte, operierte mit namhaften Summen, aber niemals in einer Weise, welche auch nur den Schein eines Glückritters oder Spekulanten auf ihn warf. Seine Bank war solide und als solche im In- und Ausland geachtet und respektiert.

Abseits von den Krankgemächern und der langen Flucht der Empfangsalons lag das Arbeitszimmer des Hausherrn, ein hohes, weites Gemach, welches seine laun drapiert zu nennenden Fenster nach dem Park zu öffnete.

Hier hinein schaute selten, fast niemals ein Blick; es war das Heiligthum stiller Zurückgezogenheit, das Reich lieber Erinnerungen, in welchem einzig Vater und Sohn traute Stunden ungestörten Beisammenseins genoßen.

Wunderlich genug hätte dieses Zimmer des Millionärs fremden Augen erscheinen müssen! Es wies in dieser Zeit „stilvollsten Stils“ nichts auf, was irgendwie einheitlich oder charakteristisch hätte genannt werden können. Beinahe gleich es einer „Kramstube“, in welcher alles sonder Wahl und Ansehen hingestellt und zusammengewürfelt wird, was in den anderen Salons und Kammern überflüssig geworden ist.

Ein altnobisches Cylinderpult stand über Eck am Fenster und zeigte auf den ersten Blick, daß James Franklin Sterley es vielfach, wohl täglich, benutzte. Daneben, an das Fenster gerückt, erzählte ein entzückend gearbeitetes Nähtischchen von fleißigen Frauenhänden, welche ehemals an ihm geschafft. Noch stecken halbgefüllte Zwirnwädel und Seidenrollchen in kunstvoll eingelegten Fächern, und der silberne Fingerhut stand so blank auf seinem blauen Samtpolster, als habe ihn eben erst ein rosiges Händchen vom Nagel gestreift.

Alte, unansehnliche Lederstühle hier und dort, und dazwischen wieder die zierlichen, hocheleganten Protatmöbel eines Damenboudoirs, ein altnobisches Klavier, von verblaster Seidendecke überhangen, Silhouetten und schmucklose Zeichnungen längst vergangener Zeiten an den Wänden, und in ihrer Mitte, mit verschwenderischer Pracht goldstrotzend eingerahmt, das lebensgroße Delgemälde einer jungen Frau, künstlerisch gemalt, so lebensvoll und warmfarbig, daß man unwillkürlich das Gefühl hat, sie wirft den gelbflockigen Pelz, welchen sie von den Schultern zurückhält, vollends ab, und eilt dem Beschauer mit frischem Lachen und strahlend-heiterem Blick entgegen.

Mehr denn je empfand diesen Zauber täuschender Lebendigkeit wohl der Mann, welcher auch heute wieder einsam und gedankenverfunken vor dem Gemälde saß.

James Franklin Sterley.  
Das Licht fällt grell durch die geöffneten Fenster und beleuchtet seine schlanke, sehr große, etwas knochige Gestalt in dem hellen Sommeranzug, welche, vornüber geneigt, wie niedergebeugt vor der Last schwerer Gedanken, in das lächelnde Antlitz seines verstorbenen Weibes starrt.

Der Amerikaner sieht noch nicht alt aus, trotz des ergrauten Haars und des fleischlos hageren Gesichts, welches mit energischen, sonst so scharf und lebhaft leuchtenden Grauaugen in die Welt blickt. Die Lippen decken schmal und bartlos die Zähne, nur an den Wangen zeigen sich schmale Streifen eines sehr kurz gehaltenen, charakteristischen „John Bull“. Der Bantier hat die schmalen Hände, an deren Rechten als einziger Schmuck ein schmaler Trauring glänzt, im Schoß zusammengelegt, und während er mechanisch den goldenen Reif am Finger dreht, schweifen seine Gedanken weit zurück, bis zu dem Tag, wo ihm jene blühende, anmutige Mädchengestalt zum Altar folgte, wo sie ihm den Ring an den Finger steckte. Damals! — O wie glücklich, wie unbeschreiblich glücklich waren sie! Noch war der Goldregen nicht auf den jungen Bankbeamten herniedergeströmt wie jetzt, aber er war auch damals schon ein reicher Mann, reich durch Erbschaft und Lotteriegewinn, ein viel unvorworbener junger Mann, welcher getrost bei den verwohntesten Erbinnen hätte anknöpfen können, — aber sein Herz war größer wie sein Verstand und zog ihn an den Palästen vorüber, zu der stillen, engen Vorstadtstraße, wo die arme Doktorswitwe mit ihrem goldblockigen Töchterlein wohnte, wo beide von früh bis spät in rastlosem Fleiß die Hände rührten, alle jene schimmernden Goldmuster in die Schleppe der Millionärinnen zu stecken.

James Sterley hatte die reizende Virginia zum erstenmal gesehen, als sie mit heißgeröteten Wangen und glückstrahlenden Augen ihren ersten Sparpfennig auf die Bank gebracht hatte. Da lachten ihn die blauen Kinderaugen durch das hohe Eisengitter an, wie ein Stück Himmel, welcher stumm versichert: „Hier wohnt die Seligkeit! — Hier findest Du es wieder, das verlorene Paradies!“

Und der junge Mann empfand eine heiße Sehnsucht nach diesem Paradiesesglück wahrer Liebe! — Unerklärliche Gewalten zogen ihn nach diesem blauen Himmel, — er suchte und er fand ihn. Und das gleißende Gold verlor seinen Schein neben dem blauen Glanz dieser Mädchenaugen. Das Unglaubliche geschah, — James Franklin Sterley heiratete die arme Stückerin aus der Vorstadtgasse. Sie brachte ihm kein Geld und Gut ins Haus und machte ihn doch reicher wie einen König!

„Sei getreu bis in den Tod!“ klangen und sangen die Stimmen des Kirchenchores, wie seliger Jubel von Engelzungen, als er ihr den Ring an den Finger steckte.

Ja, sie ist ihm treu gewesen, bis in den Tod; — sie hat ihren Eid der Treue gehalten, — und er? — Ein schwerer, tiefer Atemzug hebt die Brust des Bankiers, — er steht zu ihr auf, — seine Lippen regen sich. Leise, kaum hörbar, flüstert er:

„Ich liebe Dich, Virginia! Ich liebe Dich auch bis in den Tod!“

„Nichts soll zwischen unsere Herzen treten, auch nicht das

Bild jener andern, um deren Hand ich soeben geworden, auf deren Antwort ich hier warte, ruhig und kühl bis in mein erstorbenes Herz hinein. Das legte ich mit Dir zu Grabe. — Warum ich Dir jene andere, vornehme Frau zur Nachfolgerin geben will? — Verzeih mir, Virginia, ich bin ein Spekulant geworden, ich treibe nicht mehr allein Handel mit dem Mammon, ich treibe sogar Wucher mit Menschenherzen. Meine zweite Ehe ist ein Geschäft, eine Anleihe, welche Zinsen tragen soll für unser Kind, für Klaus! Deinen Sohn, dessen Sorge Du mir übertrugst. An ihn, an mein Kapital, an sein Vermögen denke ich bei dieser Ehe. Ich habe mich bei dem Bau der neueren Bahnen zu stark engagiert, es gilt, Einfluß in maßgebenden Kreisen zu gewinnen, um das Ziel, welches zweifelhaft geworden, dennoch zu erreichen. Excellenz Lorisdorff ist die Persönlichkeit, welche ich gebrauche. Sie, die frühere Hofdame, steht in besten und intimsten Beziehungen zu dem Königshause, sie ist befreundet mit all den maßgebenden Persönlichkeiten, von welchen ich viel für mein Unternehmen erreichen möchte! Sie ist eine Frau, welche meine Pläne ahnungslos fördern wird, nicht zu klug und nicht zu beschränkt, eine natürliche Diplomatin, taktvoll, sicher und vertraut mit den Elementen, auf deren Kraft ich zählen muß. Bist Du noch eifersüchtig, Virginia? Nein, gewiß nicht! Meine Ehe ist ein wichtiger, notwendiger Schachzug, durch welchen meine Partie und mein Gewinn gesichert wird. Ich vergesse Dich nicht um der Fremden willen, und ich habe kein falsches Spiel getrieben! Ich habe nicht aus Liebe um eine Geliebte gewonnen, sondern habe Excellenz Lorisdorff gebeten, die Herrin meines Hauses zu werden, — als Lohn soll sie haben, was mein ist, — und das ist mein Geld und Gut meine Liebe nicht, denn die ist und bleibt ja Dein in Ewigkeit, meine Virginia!“

(Fortsetzung folgt.)

#### Was der Engel Gabriel über Frankreich sagt.

Der „Gaulois“ hat bei dem Engel Gabriel, der sich in Paris bekanntlich durch Henriette Couesdon vertreten läßt, und auch bei der Wahrsagerin de Thobes, welche aus den Sternen und aus der Hand liest, anfragen lassen, was das Jahr 1899 Frankreich bringen werde. Frau de Thobes wollte nicht vorzeitig prophezeien, weil das Sternjahr erst am 21. März beginnt, doch geruhte sie zu sagen, wie das Jahr 1898 unter dem Einflusse des Mars stand, der den Krieg zwischen Spanien und Amerika ausbrechen ließ, so werde 1899 unter dem Einflusse der Sonne stehen, welche die Köpfe erhitze und die Gehirne zum Sieden bringe. (Der 1899er Jahresregent ist bekanntlich die Venus. Dieses Regime ist aber etwas so abgenutztes in Paris, daß die Seherin wahrscheinlich deshalb die Sonne substituierte, die Frankreich allerdings schon lange nicht mehr gesehen hat. Red.) Daraus muß eine Verwirrung der Geister entstehen, während der zahlreiche Wahnsinnsfälle vorkommen, die aber glücklicherweise vorübergehend sein wird. Da Wahnsinn und Genie einander berühren, so kann ein großes Genie austreten und sich offenbaren. Welche Rolle dieses Genie spielen wird, vermag die Wahrsagerin, auf die Alexander Dumas große Stücke hielt, nicht zu finden. Einen Krieg zwischen Frankreich und England hält sie für unwahrscheinlich. Man dürfe jedoch, sagte sie hinzu, nicht vergessen, daß der Einfluß des Mars erst am 21. März aufhört, und daß inzwischen Verwicklungen eintreten können, die den Weltfrieden gefährden. Was den Engel Gabriel betrifft, so spricht er noch immer in sogenannten Versen mit matten Reimen, willkürlicher Zahl von Füßen und in einem nicht sehr klaren Französisch, dessen Eintönigkeit auf Mangel an Schulbildung schließen läßt. Er sieht für Frankreich Schlimmes voraus und beginnt seine Bitanei so:

L'année ne sera pas aisée  
Des troubles vont éclater.  
L'année ne sera pas aisée  
Des troubles vont aïder  
Des malheurs ne sont pas éloignés.

Ueber einen französisch-englischen Krieg drückt sich die Seherin so aus: Der Krieg mit England ist nicht fern — Frankreich ist schlimm daran — Aber es wird gestärkt hervorgehen — Aus dem schlimmen Handel.

Ein Bündnis mit Deutschland? Darauf antwortet Gabriel durch den Mund Henriettens:

Faut un peut patienter — On pourra y aïder —  
Il y a un peu à passer — Un péril doit aïder.

Das soll wohl heißen: Man muß sich ein bißchen gedulden — Man wird nachhelfen können — Es muß noch etwas Zeit vergehen — Eine Gefahr muß nachhelfen.

Hinsichtlich der Dreyfus-Affäre erzählt man das Auserneueste: „Etwas wird zur Erledigung beitragen, ein Skandal wird die Revision beschleunigen. Das Heer wird beschimpft werden.“

Sie habe es bereits gesagt, schließt der Engel, der die baldige Rückkehr von Dreyfus anündigt, was aber nicht gleichbedeutend sei mit seiner Rehabilitierung. — In der Lichtstadt Paris blüht der Blödsinn und der schlau berechnende Dumb.g auf einem Poß.

**Kunst und Wissenschaft.**

**1. Baden-Baden, 6. Jan.** Wie in Karlsruhe, so hatte auch in Baden-Baden gestern im 5. Abonnementskonzert im Konversationshaus der Geigenmeister Albert Celso aus Paris eine glänzende Aufnahme gefunden, die zahlreiche Zuhörerschaft hat dem gottbegnadeten, auf einer erstaunlichen Vollkommenheit ruhenden Künstler förmlich zugejubelt. Neben ihm hatte Fräulein Gabriele v. Weech, Konzertfängerin aus Karlsruhe, umso mehr einen schweren Stand, als sie zum ersten Male vor unser verdöhntes Publikum im hiesigen Konzertsaal trat. Aber die junge talentvolle Künstlerin hatte sich schon nach der ersten Nummer Rezitativ und Romane aus „Toll“ rasch in die Gunst des Publikums eingelungen. Ihre Vielseitigkeit und ihre sinnige Auffassung in den Liedern von Schubert, Brahms, F. Motil, Marie Antoinette, Eva dell'Acqua, haben die Zuhörer zu warmem Dank verpflichtet, der sich in starkem Applaus und wiederholtem Hervorruf kundgab, und nach einer Zugabe verlangte. Frä. v. Weech ist eine ganz bedeutende junge Sängerin, die nicht nur hervorragend begabt ist, sondern vor allem etwas Nüchternes gelebt hat. Sie hat ihr schönes, weiches Organ trefflich in der Gewalt, ihr Piano ist von entzückendem Schmelz, ihr Vortrag süß und poetisch. Das waren herzerfreuende Leistungen in so einfacher und dabei so vornehmer Darbietung. Wir hoffen, der vorzüglichen Liederfängerin wieder in unserem Konzertsaal zu begegnen.

**Der Bärenhäuter.** Wie schon kurz gemeldet, veranstaltete dieser Tage in Badreuth Siegfried Wagner, der Sohn Richard Wagners, eine Matinée vor einer kleinen geladenen Gesellschaft zu Ehren seiner Mutter. Die von ihm selbst dirigierten Vöden waren Fragmente aus seiner Oper „Der Bärenhäuter“. Der „Märk. Gen.-Anz.“ berichtet darüber im einzelnen: Begonnen wurde mit der Ouvertüre, die erkennen ließ, daß er bestrebt ist, seinem großen Vater auf das würdigste nachzueifern, denn reicher Harmonienwechsel, schöne Instrumentation und fließende Melodie, sowie charakteristische Form sind dieser nahezu 15 Minuten dauernden Ouvertüre, die auch nicht die geringste Langweiligkeit in sich birgt, nachzurufen. Nach Beendigung der Ouvertüre eilte die freudenerfüllte Mutter ihrem Sohne entgegen, ihm in herzlicher Umarmung und innigen Küßchen ihren Dank zum Ausdruck bringend. Nach dieser Scene folgte das im Stile des Lohengrin - Vorspiels gehaltene „Vorspiel zum dritten Akt“. Wenn wir dieses Vorspiel in dasselbe Licht stellen wie das seines Vaters, so sieht man doch, daß es zu sehr schablonenhaft gearbeitet ist. Als drittes und letztes Stück folgte der im 1/2-Zalt gehaltene Teufelswaller, der an Originalität, Rhythmus und Instrumentation nichts zu wünschen übrig läßt. Der reiche Beifall und die vielen Glückwünsche veranlaßten den jungen Komponisten zu einigen Wiederholungen. Nach Schluß dieser Aufführung sprach Frau Cosima Wagner dem Carlseher Orchester aus Nürnberg ihren Dank für seine ausgezeichneten Leistungen aus, und mit bewegten Worten betonte sie, daß dieser Tag der schönste ihres Lebens sei. Zum Schluß sei noch ein von Siegfried Wagner selbst verfaßter Kommentar der Ouvertüre zum Bärenhäuter gebracht; sie gliedert sich nach seiner eigenen Angabe in folgende fünf Teile: 1. Charakteristik des Bärenhäuters (Hans Kraft). Voll nummern Treues steht er in die Welt, led den herausfordernd, der ihm etwas anhaben möchte. (Hörner.) 2. Seinen Ruf erwidert einer, auf den Hans Kraft nicht gefaßt war: der selbstbittige Teufel selbst („Monsieur Berdesuh“). Zunächst schwärzt in der Luft. — Hans lacht; er ruft nochmals; die Ercheinung wird deutlicher, schwächer ertlingt der Hornruf, und dreist schlängelt sich der Teufel Hans heran. 3. Da hält das „Ewig Weibliche“ schlingend die Hand über den Harmonien. Es folgt das Thema der Frauengestalt (Kauf). Bonniges Entzücken des beklühten Hans, 4. aus dem ihn nur zu bald der frech sich einschmeichelnde Teufel führt. (Hohlfächer-Zugabe, Durchführungsteil.) Ein Kampf entspinnt sich zwischen Hans Kraft und dem Teufel. Hans droht zu erliegen, da greift als Schutzengel das Mädchen mit ein. Der Teufel, immer wütender und drohender sich gebärdend, wird schließlich durch die Kraft der Liebe besiegt. 5. Hans, von Dank und Freude erfüllt, geht geläutert und gekühlt aus dem Kampfe hervor. — Einen sehr imponierenden Eindruck macht dieser Bericht gerade nicht.

**Literarisches.**

\* Richard Nothe. Von Professor H. J. Holzmann. Mit 3 Beilagen. Evangelischer Verlag in Heidelberg 1899. 80 Pf. — Unter diesem Titel ist als Heft V der Silber aus der evangel.-prot. Landeskirche des Großherzogtums Baden eine Biographie des berühmten Heidelberger Theologen erschienen, entworfen von der Meisterhand Heinrich Holzmanns in Sträßburg, und bestimmt, die Erinnerung an den Mann nachzurufen, dessen hundertsten Geburtstag am 28. Jan. d. J. Universität und Stadt Heidelberg, dankerfüllte Schüler und begeisterte Verehrer des Vereinigten zu feiern sich anschicken. Der Schilderung des Lebensganges und des persönlichen Wesens Nothes soll Holzmanns Darstellung dienen. Und diese Schilderung, plastisch, anschaulich, durchweg das dankbare Herz dessen verarbeitend, der dem Geschilderten in bezug auf Weltanschauung und Lebensrichtung außerordentlich sich verpflichtet fühlt, bringt uns das Bild des „Hirtens der Sittlichkeit“, des tiefen Denkers, des freien Forschers, des fündlich frommen Christen, des die Herzen bezaubernden Lehrers, des bescheidenen Gelehrten und des persönlichen Streikers zu lebendiger Anschauung, der noch auf dem Sterbebett seiner Freunde bittet, bei Erwähnung seiner etwaigen Verdienste doch ja kein Wort fallen zu lassen, das seinen Gegnern wehe thun könnte. Jeder wird darum gern zu diesen Büchlein greifen, der in den Kämpfen der Gegenwart Herz und Gemüt wieder einmal stärken will im Anschauen

einer Persönlichkeit, die, wie Richard Nothe, ideal genannt zu werden verdient, innigste Religiosität und edelste Humanität, absolute Freiheit des Denkens und tiefste Gebundenheit des Gewissens in sich zu harmonischer Einheit verbindend. Und jeder Freund einer gesunden Fortentwicklung der kirchlichen Verhältnisse, insbesondere in unserer evang. badischen Landeskirche, wird nicht ohne erhebende Freude und Zustimmung die 3 Beilagen lesen, in denen Nothe selbst zum Worte kommt, sich ausprechend über 1) „den Kampf zwischen Glauben und Unglauben an Jesus in den Herzen der Kinder unserer Zeit“, 2) über kirchliche Zehrfreiheit“ und 3) über die Frage: „Durch welche Mittel können die der Kirche entfremdeten Glieder ihr wiedergewonnen werden?“ Nichts deshalb das Büchlein in geistlichen, wie in Laienkreisen viele Leser finden!

**Verschiedenes.**

**Das Körpermaß des deutschen Kronprinzen, der sich in letzter Zeit zu einem hübschen, schlanken Jüngling entwickelt hat, ist vielfach aufgefallen. Namentlich bemerkt wurde dies im Vergleich zum Kaiser gelegentlich des Besuchs des Lustspiels „Auf der Sonnenseite“ im Neuen Operntheater und gegenüber dem gesamten Hofe bei der Neujahrsfeier im königlichen Schlosse. Wie der „Berl. Vol.-Anz.“ hört, soll der Kronprinz tatsächlich den Kaiser an Körperlänge bereits übertreffen und 1,78 m messen, während der Kaiser nur 1,775 m groß ist. (Noch im vorigen Sommer konnten sich die Kurgäste in Tegernsee überzeugen, daß Prinz Citel Fritz noch größer ist als der Kronprinz. Red.)**

**Die verkannte Notbremse.** Eine heitere Episode wird von einem Fahrgast des Personenzuges Berlin-Hamburg, der abends 11 Uhr 25 Min. den Lehrter Bahnhof (Berlin) verläßt, mitgeteilt. Ungefähr auf der halben Strecke zwischen Berlin und Spanbau hielt der Zug plötzlich an. Da das Halten nicht durch Bremsen der einzelnen Wagen veranlaßt war, sondern durch die Lokomotive selbst, so rief der Umstand sowohl bei dem Zugpersonal als auch bei den Reisenden nicht geringen Schrecken hervor. Nach Aussage des Maschinenführers war die Notbremse gezogen worden. Ein baldige Untersuchung der einzelnen Abteile ergab, daß zwei in einer zweiten Wagenklasse sitzende Herren die Notbremse gezogen hatten. Auf Befragen des Zugführers erklärten die beiden in sehr gebrochenem Deutsch, Engländer zu sein; in ihrem Abteil habe eine übermäßige Hitze geherrscht und zum Abstellen der Temperatur hätten sie anstatt der Wärmeregulierung die Notbremse benutzt, indem sie nicht das geringste Deutsch lesen konnten, mithin den Zweck der Einrichtung nicht kannten. Die Namen der beiden bestürzten Engländer wurden einstweilen festgestellt. Jedenfalls werden die Söhne Albions für den nachträglichen deutschen Sprachunterricht der Eisenbahnverwaltung etwas Lehrgeld bezahlen müssen.

**Diefenbach in Konkurs und unter Kuratel.** Der Maler R. W. Diefenbach, über den bekanntlich auf sein eigenes Verlangen der Konkurs verhängt worden ist, erschien — wie das „Neuigkeits-Blatt“ berichtet — in den letzten Tagen des Dezember beim Bezirksgericht Hiesing und bat, ihn unter Kuratel zu stellen, da ihn die angeblichen „Anfeindungen der Öffentlichkeit“ unmeträtlich geworden seien und da er „befürchte, in Wahnsinn zu verfallen“. Zugleich erbat er sich einen Kurator, der für die Kunst der Malerei das nötige Verständnis besäße. Landesgerichtsrat Juczyczynski habe dann Diefenbach zu einer persönlichen Einvernahme vorgeladen, zu welcher auch die Gerichtsärzte Dr. Hinterstößer und Dr. Fritz erschienen seien, die nach einem Gespräche mit Diefenbach das Gutachten abgegeben hätten, „Diefenbach müsse schon seit früherer Kindheit an Wahnvorstellungen leiden“. Mit Rücksicht auf dieses Gutachten bestellte das Hiesinger Bezirksgericht den Hof- und Rechtsadvokaten Dr. Karl Kaiser als Kurator für Diefenbach. Dr. Kaiser habe aber die Stelle mit der Begründung abgelehnt, daß ihm einerseits das künstlerische Verständnis für Malerei und andererseits die Zeit fehle, steter Gesellschafter Diefenbachs zu sein. Für den Fall, daß die Verhängung der Kuratel durch das Landesgericht bestätigt wird, müßte das Bezirksgericht Hiesing einen neuen Kurator für Diefenbach bestellen. Diefenbachs Kolonie im Himmelhof soll dem „Neuigkeits-Blatt“ zufolge auf elf Personen zusammengeschmolzen sein, und es hänge erst von den Unterhandlungen mit dem Besitzer des Himmelhofes ab, ob Diefenbach dieses Asyl am 10. ds. räumen muß oder noch bis 1. Februar dort verbleiben kann.

**Der Phonograph im Dienste der hohen Politik oder les extremes se touchent** könnte man die folgende Nachricht eines Schweizer Blattes überschreiben, die aus dem Lande des Kaisers von Aethiopien kommt, dem bekanntlich der Schweizer Ingenieur Poly als Staatsminister zur Seite steht: Die guten Beziehungen zu England zu sichern, ist die Aufgabe des in Aethiopien weilenden Geandten Harrington. Die Königin Viktoria hat übrigens noch persönlich eingegriffen, um das Mißtrauen des Kaisers Menelik zu beschwichtigen und zwar in einer Weise, die originell genug ist und der Klugheit einer welterfahrenen Frau alle Ehre macht. Sie trug nämlich ihre Glückwünsche in Aethiopien mit höchstgelehrter Stimme vor; da aber eine Reise dorthin für die immerhin stark bejahrte Dame allzu beschwerlich gewesen wäre, vertraute sie ihre Glückwünsche — einem Phonographen an! Laut amtlichem Zeugnisse sprach sie auf eine

phonographische Rolle am 8. August in Osborne folgenden Gruß: „Ja, Victoria, Königin von England, hoffe Ihre Majestät in bester Gesundheit. Ich danke Ihnen für den gütigen Empfang (the kind reception), den Sie meinen Gesandten Hobd und Harrington bereitet haben; ich wünsche Ihrer Majestät und der Kaiserin Taitu Glück und allen Erfolg und ich hoffe, daß die Freundschaft zwischen unseren beiden Reichen beständig zunehmen möge (I hope that the friendship between our two empires will constantly increase)“. Menlik mochte sich sagen, daß dies doch eine etwas wärmere Tonart ist, als man sie seinem früheren Kaiser Theodoros gegenüber anschlug, er hörte die Botschaft stehend an und ließ das freudige Ereignis seinem Heerlager durch zahlreiche Kanonenschüsse verländigen. Der Phonograph, welcher, nebenbei gesagt, die Stimme der Königin Victoria mit verblüffender Treue wiederholte, gab dann no. a. m. a. diesen Gruß vor der Kaiserin Taitu ab. Dann wurde die Rolle von dem Gesandten vernichtet, weil Victoria gewünscht hatte, daß diese nicht in unberufene Hände gelange. In der That war der Sport bereits hinter diesem merkwürdigen Dokumente her und man hatte dem Gesandten Harrington die Summe von 20000 Pfund dafür geboten!

**Wettkämpfe mit Bogen und Armbrust** sind neuerdings noch außer andern sportlichen Konkurrenz für die Pariser Weltausstellung in Aussicht genommen. — Es ist in Deutschland wenig bekannt, daß in England, Frankreich und Belgien der Sport des Bogenschießens schon seit längerer Zeit besteht. Er wird als eine ausgezeichnete Übung, einen sicheren Blick und präzise und graziöse Bewegung zu erwerben, gerühmt. In Belgien giebt es eine ganze Reihe von Vereinen, die das Bogenschießen pflegen; man schießt dort nach Scheiben auf Distanzen von 50 bis 100 m, mit Bogen, die 1,20 m im Durchmesser haben. Sehr alt ist die Übung in Großbritannien; hier giebt es Vereine, die seit mehr als 200 Jahren bestehen, vor allem die Royal Company of archers in Scotland, die bereits im Jahre 1703 eine Urkunde von der Königin Anna erhielt. Auch die Frauen pflegten den Sport eifrig. Der Ursprung der Royal Toxophile Society in England geht auf das Jahr 1780 zurück, ihre Wettkämpfe im Regent's park sind berühmt. Die Anforderungen sind bei diesen in der That nicht gering; wer die 1 m große Scheibe in einer Entfernung von 150 bis 180 m ins schwarze trifft, legt damit einen guten Beweis seines sicheren Blickes ab. Es geht bei ihrem Wettschießen sehr militärisch zu; in Sektionen treten die Schützen an, den Bogen in der Hand haltend, während der Köcher am Gürtel hängt, je 6 und 6 schießen. Auch in Paris giebt es eine Société des Chevaliers del Arc, deren Statut vom Jahre 1733 datiert ist und 1864 erneuert wurde. Sie sind ebenso wie die Engländer in Kompagnien organisiert, und alle Jahre führen sie im Walde von Compiègne ein Bogenschießen auf. Der „Moniteur de l'Exposition“, der meldet, daß die französischen, englischen und belgischen Bogenschießen 1900 in Vincennes ihre Kräfte gegen einander messen werden, verspricht sich sehr viel von diesem neuen Sportelement.

**Das Neueste auf dem Gebiete der Schönheitspflege.** Ein englischer Arzt spricht in einem interessanten Artikel über Frauen-schönheit und ihre Pflege die Behauptung aus, daß die bisher so viel gerühmte Gesichtsmassage allein nicht genügt, um das Schreckgespenst für die alternde Frau — die Runzeln recht lange fernzuhalten. Das Erscheinen kleiner Falten in den Augenwinkeln, zu beiden Seiten des Mundes und auf der Stirn, sowie der oft nur zu früh sich zeigende Ansatz zum Doppelkinn sind die ersten Vorboten des nahenden Alters und gleichbedeutend mit dem Schwanden der Schönheit, mag sie in reichen oder geringem Maße vorhanden sein. Jede kluge Frau weiß dies nur zu gut und sieht daher in den Runzeln ihren größten Feind, den sie mehr fürchtet, als sie eingestehen mag. Um nun gegen diesen Zerstörer eines glatten, schönen Gesichts so lange wie möglich anzukämpfen, darf keine Mühe gescheut werden. Viele Frauen nehmen ihre Zuflucht zu allerlei kosmetischen Mitteln, die größtenteils das Entstehen der Falten und Fältchen noch beschleunigen, wenn sie diese auch für den Augenblick vielleicht zu verdecken vermögen. Einfache gute Cremes sollten zwar auf keinem Toiletentische fehlen, und das Einreiben der Haut mit diesen Pasten kann auf keinen Fall schädlich sein, doch ist es auf die Dauer nicht hinreichend, um das Erscheinen der Runzeln lange hinauszulassen. Die regelmäßige Gesichtsmassage ist schon mehr von Nutzen; am wirksamsten aber soll nach der Meinung des neuen Experten das — Grimassen-schneiden sein. Allerdings bezeichnet Dr. J. seine „Methode“ nicht mit diesem Namen, sondern er nennt sie einfach „Facial Exercise“ (Gesichtsbewegung) und begründet sie folgendermaßen: „Wenn bei dem Kunstwerk einer Modistin, z. B. bei einer perfekt sitzenden Taille nach kurzem oder längerem Tragen das Futter aus irgend einem Grunde einschrumpft, muß das Oberzeug naturgemäß Falten werfen. Ebenso ist es mit der oberen Gesichtshaut, die nur glatt bleiben kann, so lange das Gewebe, das sich unmittelbar darunter befindet, beständig durch geeignete Bewegung gedehnt und gekräftigt wird. Ein zusammengezogenes Futter bedeutet stets eine runzelige Außenseite, sei es nun auf ein Kleid oder ein Gesicht angewendet. Einer Frau, die lange ein faltenloses Antlitz behalten will, ist es

also dringend anzuraten, acht bis zehn bestimmte Gesichtsbewegungen ungefähr 25 mal des morgens und abends vorzunehmen.“ Natürlich lobt jeder Kaufmann seine Ware und jeder Gelehrte hält seine Ansicht für die allein richtige und maßgebende, da aber die vorchriftsmäßigen Übungen des Dr. J. kaum nachteilige Folgen haben dürften — es sei denn, die holden Frauen und Mägdelein gewöhnten sich das Gesichterschneiden so an, daß sie es überhaupt nicht mehr lassen können — so mögen die sechs Hauptregeln des Schönheits-Professors zum Nutzen aller Vertreterinnen des schwachen Geschlechts hier angeführt werden: 1. Gebrauche die 4 Fingerspitzen beider Hände, drücke damit auf die Haut der Stirne und Wangen und ziehe sie nach allen Richtungen. 2. Strecke das Kinn so hoch als möglich und streiche die strammgezogene Haut sanft bis zum Halse hinab. 3. Presse die geöffneten Lippen um die Zähne nach innen und bewege den Mund in dieser Lage kräftig nach beiden Seiten. 4. Ziehe die Mundwinkel bei geschlossenen Lippen so weit, wie möglich, abwechselnd nach rechts und nach links. 5. Lege den Zeigefinger jeder Hand an die äußeren Augenwinkel und schiebe die Haut leicht hin und zurück. 6. Schließe den Mund fest und blase die Wangen auf. Diese und ähnliche Übungen sind anfangs 12 und später 20 bis 40 mal zu wiederholen. Der Vorzicht halber seien jedoch Frauen, die nicht vollkommene Gewalt über ihre Gesichtsmuskeln besitzen, vor dieser Art Schönheitspflege gewarnt, denn schließlich sind ein paar Fältchen und ein kleines Doppelkinn immer noch leidlicher, als „vorschriftsmäßige“ Grimassen.

**In Polargegenden.** Der äußerste Nordosten der weit ausgedehnten Provinz Jakutsk wird von Völkerstämmen bewohnt, deren Geschichte, ja deren Namen noch fast garnicht bekannt ist. Die Lebensbedingungen in diesem Lande sind außergewöhnlich, die Natur rau — die rauheste auf der ganzen Erdoberfläche; denn hier besteht das, was man Kältepol nennt. Die Flüsse beginnen im Mai aufzutauen, in der Nähe der Mündungen erst anfangs Juni. Der Boden taut nur bis zur Tiefe von höchstens einem halben Meter auf. Eigentlich kann man dort die äußerste Schicht der Erdrinde nicht Boden nennen: Eis mit Erde und Torf durch-einander gemischt, bilden im Sommer jenen chaotischen Zustand der Erdrinde während der ersten Schöpfungstage, da flüssige und harte Elemente noch nicht getrennt waren. Nur die Abhänge der Hügel und Berge, die im Sommer austrocknen, und das felsige Gesteige erscheinen als ein schwacher Versuch des Schöpfers, das Wasser vom festen Lande zu scheiden, wobei dieser Schöpfungsprozess nicht zu Ende geführt wurde. Auch hätte die Vollendung dieser Scheidung für ein Polarland keinen Sinn. Würde es sich wohl gelohnt haben, das Wasser von der festen Erde für 3 oder 4 Monate zu trennen, wenn alle Flüssigkeiten während der übrigen Monate des Jahres in feste Massen sich verwandeln? — In jenen Landstrichen, wo die Sonne nur während eines einzigen Sommers unter dem Horizont zu bleiben brauchte, damit das ganze organische Leben dort zu Grunde ginge, hat neuerdings die Kaiserlich russische geographische Gesellschaft Forschungen angestellt; bei den Völkerstämmen des Polarlandes, den Jakuten, Tungusen, Samuten, Jukagiren, Tschuktschen, Koräken u. dgl. — verschiedene Bildtypen derselben bringt das 14. Heft von Spemanns Wochenschrift „Mutter Erde“ — hat man eine Lebensweise, Sitten und Gebräuche vorgefunden, die zu den primitivsten Anfängen aller Kultur gehören.

**Humoristisches.**

**Im gewohnten Gleise.** Eisenbahnschaffner (des Morgens beim Aufstehen zu den Seinigen): Alles aussteigen! Aus dem lateinischen Exerzitionshefte des Quintaners Fritz Schio. Concours omnium bonorum. Ueber alle Güter ist Konkurs eröf. — Clam manns condnetat sunt. Die Hände des Konduktors st. am. — Hinc nuntius venit Der hinkende Bote kommt nach. (2. Bl.) Aus Oesterreich. Der Obermeister-Nazi ist a ganz a wüster Kerl! Schimpfen thut er wie a Mohrpaß und raufen is sein Haupt-g'schäft! Wann er anen anpackt, dem bricht er glei d'Nippen ent-zwei! — Mit einem Wort: er beherrscht die parlamentarischen Formen. (Münch. Zugd.) Auch nicht übel! Bei einer Hochzeitsfeier wurde jüngst das Bräuberchen der Braut, deren Zukünftiger Fußs heißt, aufgefordert, ein Lied zu singen. Der Kleine, auf einen Stuhl gestellt, wurde sehr verlegen und es wollte ihm nichts einfallen. Endlich, von allen Seiten gedrängt, fing er an zu singen: „Fuchs, du hast die Gans gestohlen, gib sie wieder her!“ **Drahtliche Charakterisierung.** Jagdgehilfe (zum Jagdgast): ... Die Holzweiber, dös is Jhwa a' Chor — da is eine allein a' Wande! **Erkennt.** Ach, Fräulein Emilie, ich liebe Sie so heiß, so innig, so unermesslich, so ... — „Aber mein Herr, so viel Mit-gift hab' ich ja garnicht!“ **Scherzfrage.** Was ist Emagipation? — Wenn keiner kommt. (Zl. Bl.)

Verantwortlicher Redakteur: Otto Reuß in Karlsruhe.  
Tract und Verlag von Otto Reuß in Karlsruhe, Fischstraße 9.